

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 21

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 21
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
26. Mai
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Legende.

Von Christian Morgenstern.

Vom Tisch des Abendmahls erhob
Der Nazarener sich zum Gehn
Und wandte sich mit seiner Schar
Des Oelbergs stillen Wäldern zu.

Erlöschen war der Wolken Glut;
In Hütt' und Höfen ward es licht;
Hell glänzten nah und näher schon
Die Fenster von Gethsemane.

Da brach auf eines Jüngers Wink
Des Spielers Weise jählings ab —
Ein krampfhaft Zucken überschrak
Des Meisters hagre Hochgestalt —:

Aus einer Scheune klang vertraut
Das Canzlied eines Dudelsacks,
Und Mägd' und Bursche drehten sich
Zum Seierabend drin im Tanz.

Und Jesus trat ans Tor und sah
Mit tiefem Aug' dem Treiben zu ...
Und plötzlich übermannte ihn
Ein dunkles, schluchzendes Gefühl.

Und Tränen in den Augen trat
Er zu auf eine junge Magd
Und faßte lächelnd ihre Hand
Und schritt und drehte sich mit ihr.

Erfürdhtig wich der rohe Schwarm;
Die Jünger standen starr und bleich —
Er aber schritt und drehte sich
Als wie ein Träumer, weltentrückt.

Und tief verhüllten Hauptes ging
Er durch das Tor dem Garten zu ...
Wie dumpf Gestöhn verlor es sich
In der Oliven grauer Nacht.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 21

Adeline betrachtete Rahel, als hätte sie sie nie gesehen.
„Du willst schreiben, Rahel? Romane und derartiges?
Wozu?“

„Ich möchte es versuchen, Tante Adeline. Es lockt mich
so sehr. Es fällt mir so viel ein, das ich gern erzählen
möchte...“

„Von Rom kann keine Rede sein“, sagte Adeline kalt.
„Du hast hier dein schönes Zimmer, hast Ruhe, hast die
Natur, und sollst dich um nichts zu sorgen haben. Mehr
brauchst du nicht. Wenn du wirklich Talent hast, wirst du
auch hier Tüchtiges leisten können.“

„Aber, Tante Adeline, das ist ja immer das alte Lied.
Ruhe tut es nicht, und ein schönes Zimmer tut es auch nicht.
Anregung tut's, Begeisterung tut's, Kritik und Spott und
Bewunderung tut's, ohne das kann ein Künstler oder Dichter
nicht atmen.“

„Rahel ist keine Künstlerin und keine Dichterin. Sie
ist ein gewöhnliches Mädchen, und von Talent habe ich
noch nichts gemerkt. Daß ich sie aber nach Rom senden
werde, um nach der Art der Ilse von Stadel Männerstudien
zu treiben, das erwartet ihr wohl nicht von mir.“

„Ja, aber, Tante Adeline, sie muß doch auch Männer
kennen lernen. Das ist ja gar kein Leben, hier herum zu

gespenstern und sich damit begnügen zu müssen, einem Blinden vorzulesen, und ...“

„Ach, ich habe hier gelebt und bin glücklich...“ Adeline schwieg plötzlich, forrigierte sich aber rasch und sagte:
„Und habe das Leben sehr erträglich gefunden.“

„Rein, Tante Adeline, das hast du nicht, das sehe ich dir an“, sagte Sidney bestimmt. „Glücklich bist du nicht gewesen, du hast eben hier gelebt, weil dein Haus hier steht, und weil die meisten Menschen in der von außen vorgezeichneten Bahn so dahinschlitteln. Aber, was weißt du, was anderswo aus dir hätte werden können: Eine herrliche Schulreiterin zum Beispiel.“

Dieser Gedanke wirkte so erheiternd auf Adeline, daß sie lachte. „Eine Schwendt — und Schulreiterin.“ „Besser als lebendig tot zu sein“, rief Sidney laut. „Besser als zu verfaulen, besser als hinter Glasscheiben das Leben vorbeirauschen zu sehen.“ Er traf Adelines tiefste Wunde, und heftig wehrte sie sich.

„Und mit solchen Ansichten, mit solchen Lebensanschauungen, wie du sie mir da vorlegst, soll ich dir Rahel mit nach Rom geben? Ganz abgesehen davon, daß sich das nicht schickt, und ich es vor der Familie nicht verantworten könnte.“

„Vor ihrem Vater wenigstens könntest du es ruhig verantworten“, rief Sidney unvorsichtig.

„Da trifft du den kranken Punkt, gerade das ist es, warum Rahel nicht nach Rom soll: Führe uns nicht in Versuchung. Nein, Sidney, ich werde Rahel nicht in Versuchung führen lassen.“

Rahel selbst hatte bis jetzt noch kein Wort gesagt. Nun sah sie ängstlich auf. Der kurze, herrliche, bunte Traum war schon am Verblaffen. Mit greller Deutlichkeit sah sie sich weiter dahinleben, wie bisher, einen grauen, leeren, eiförmigen Tag nach dem andern. Womit sollte sie sie füllen? Johannes — das war der einzige Lichtblick, das Reiten ihre einzige Zerstreuung. Und der Abschied von Sidney, der schon so nahe bevorstand. Wie allein würde sie sein. Nicht einmal allein, sie mußte ja mit Tante Adeline leben und — sie wagte es zu denken — und mit der Mutter, gebunden von Tante Adelines Willen, umschürt von Langeweile. Sie raffte sich auf, es war ihr heiß geworden. „Tante Adeline, ich bitte dich, laß mich gehen. Laß mich nur ein halbes Jahr nach Rom gehen. Ich werde arbeiten, werde etwas leisten, ich werde dir ganz gewiß keine Unehre machen. Laß mich mit Sidney gehen, ich möchte gern ein paar Monate glücklich sein.“

Adeline sah Rahel mit ihren schwarzen Augen an. Sie sah plötzlich klar, daß Rahel Sidney liebte, und eine grausame Freude erfüllte sie, eine schadenfrohe, eifersüchtige Lust, auch ihr Qual zuzufügen, ein heftiger Hunger nach Rache für die Leiden, die ihr Rahels Jugend und Schönheit bereiteten. Sie lächelte. „Du bist übrigens frei, zu gehen oder zu bleiben wie du es wünschest“, sagte sie. „Ich zwinge dich zu nichts. Aber, wenn du gehst, so erwarte von mir keinerlei Hilfe mehr, keine Unterstützung irgendwelcher Art. Gehst du gegen meinen Willen, so ist dir das weiße Haus für immer verschlossen. Gehst du, so habe ich keine Tochter mehr, als die ich dich angesehen, und deren Zukunft ich sicherstellte, wie ich es mit einer eigenen Tochter getan hätte. Geh' nur, Rahel, vergiß die Jahre, die du mit mir verlebt, die Liebe, die ich dir widmete, und ...“

„Tante Adeline, du bist grausam“, rief Sidney, und legte schützend den Arm um Rahels Nacken.

„Nicht daß ich wüßte“, sagte Frau Petitpierre. „Rahel ist nicht mein Kind. Ist sie undankbar und vergißt, was sie mir verdankt, so soll sie von dem Augenblick an eine Fremde für mich sein.“

Rahel stand neben dem Fenster und hielt sich an einem der dunkelroten Fenstervorhänge, als brauche sie einen Halt. Sie wußte, daß sie nicht die Kraft hatte, alle Gefühle, die sie von frühesten Jugend an als richtig anzusehen gelehrt worden war, von sich abzuschütteln: Undankbarkeit, Lieblosigkeit, Herzlosigkeit, Gehorsam, alle diese gewichtigen, bindenden Worte schwirrten ihr durch den Sinn. Die junge Freude an dem zarten Pflänzlein, von dem sie Sidney gesprochen, war nicht stark genug, um sie zu stützen. „Tante Adeline, ich bleibe“, sagte sie. „Ich will nicht von dir fort, wenn du — — wenn du mich dann für undankbar hältst. Für so schlecht darfst du mich nicht halten.“

Adeline nickte. „So ist die Sache wohl abgetan“, fragte sie Sidney kurz.

„Nicht für mich“, sagte er. „Es ist falsch, daß Rahel bleibt. Da sie selbst aber zurückweicht...“

„Sidney“, rief Rahel. „Aber Sidney, kann ich denn anders?“

„Natürlich kannst du anders“, sagte er. „Sollst du anders. Du verkümmerst hier. Du entwickelst dich nicht. Du vegetierst nur, du lebst nicht.“ „Genug“, sagte Adeline stolz. „Wenn sie bleibt, teilt sie mein Leben. Ich meine, daß dies Schicksal zu tragen ist.“ „Schade“, sagte Sidney. „Und, Tante Adeline, erlaube, daß ich es sage, auch schade um dich.“

Adeline schüttelte nur den Kopf, sah Sidney nicht an, sagte: „Erlaubt“, und ging hinaus. Rahel brach in Schluchzen aus.

„Arme Maus, nun ist die Türe ins Schloß gefallen, du bleibst gefangen.“ Rahel weinte lange. Ihr Herz war erfüllt von einer großen Hoffnungslosigkeit und vorausahnender Sehnsucht, als sei Sidney jetzt schon fort. Sah sie ihn an, so vergrößerte sein Anblick ihren Schmerz. Jetzt, da Adelines Gegenwart sie nicht mehr in ihrem Bann hielt, meinte sie, alles wagen zu können. Und plötzlich standen die öden Tage Bellerives als eine Kette jämmerlichster Regenzeiten vor ihr, trostlos, trostlos. „Ich gehe mit dir, Sidney, nimm mich mit, ich bitte dich, nimm mich mit.“ Sie klammerte sich an seine Hand.

„Es ist zu spät, Rahel“, sagte er zärtlich. „Das darf ich nicht, gegen Tante Adelines Willen dich da herunter schleppen.“ Es wallte heiß in seinem Herzen auf, und er hätte Rahel in seinen Armen in irgendeine Kirche tragen und der Gottheit weihen mögen, daß nichts Böses sie treffe. Er strich ihr über das schöne Haar, tröstete sie und sagte ihr endlich Lebewohl, da es spät geworden war.

Er verließ in Unsicherheit das Haus. Ob er nicht besser daran getan hätte, Rahel nicht vor diese Frage zu stellen, ehe er Adelines Zustimmung gewonnen hatte? Unzufrieden mit sich selbst ging er nach der kurzen Eisenbahnfahrt durch die hellerleuchteten Straßen der Stadt und mußte sich lange von Tante Mariechen verhätscheln lassen und ausfragen, ehe er sein Gleichgewicht wieder gefunden.

Rahel lag lange wach. Sie war sehr bedrückt. Der Traum von dem Vöglein in der Dornenhecke fiel ihr ein. Das war sie. So ein armer Vogel ohne Mut war sie. Ein Vogel im Käfig. Sie weinte sich in den Schlaf.

Adeline quälte sich in der Dunkelheit, und mühte sich, jeden Gedanken an ein Unrecht, das sie Rahel angetan haben könnte, gewaltsam zu unterdrücken. Als es Morgen wurde, hatte sie sich überzeugt, daß sie allein Rahels Wohl im Auge gehabt und also durchaus richtig gehandelt hatte. —

Sidney war innerlich unruhig. Seine sichere Gleichmäßigkeit und Natürlichkeit verließen ihn selten. Heute aber geschah es, daß er immer und immer wieder an die Szenen von gestern denken mußte, die doch als abgetan hinter ihm lagen. Immer wieder ertappte er sich dabei, daß er sich fragte: Was ist geschehen? Was ist es, das mich quält? Er kam endlich nach langem Nachdenken und in sich Hineinsehen dazu, sich zu sagen, daß es das Gefühl war, Rahel im Stich gelassen zu haben, das ihn beunruhigte. Rief er sich aber in Erinnerung zurück, was tatsächlich gesprochen

worden, so mußte er sich sagen, daß er gar nicht viel anders hätte handeln können. Er durfte Rachel nicht um einer großen Ungewißheit willen aus dem Heimatboden reißen; das heißt, er durfte ihr nicht die Gunst, Liebe und Hilfe Adelines entziehen. Es hatte ja an einem Haar gehangen, daß Adeline Rachel einfach hätte fallen lassen, wenn sie auf ihrem Begehren, nach Rom zu fahren, bestanden hätte. Das konnte er sich nicht verhehlen. Also war nichts anderes übriggeblieben, als eben den Rückzug anzutreten.

Trotz all diesen Tatsachen wollte ihn der Gedanke nicht verlassen, Rachel sei Opfer geworden. Er fühlte sich ihr gegenüber wie früher, als er mit dem kleinen Mädchen gespielt, als ihr Beschützer, fühlte sich als ihr Bruder, als ihr Mentor, der sie alle die Künste gelehrt, die sie zusammen betrieben, fühlte sich immer noch als der von ihr Bewunderte, der viel Ältere, als der Klügere, der Umsichtigere, als der, dem sie sich, wie oft gegen ihren Willen, gefügt. Heute aber schien es ihm, daß er seine Beschützerrolle schlecht gespielt. Warum? Was war es, daß er sich nicht so ins Zeug gelegt, wie er es hätte tun sollen? Pakte es ihm im Grunde nicht, daß Rachel mit ihm nach Rom fuhr? Hatte er sich übereilt angeboten, sie mitzunehmen? War ihm die Verantwortung zu schwer lastend? Fürchtete er für seine Freiheit? Fürchtete er etwas für sie? Behagte ihm der Umgang, den er liebte, nicht für Rachel? Mochte er ihre Freundschaft und Gunst nicht mit andern teilen? War es eine unbewußte und uneingestandene Eifersucht, die ihm die Hände band? Fürchtete er, Rachel dort unten zu verlieren? Sehr nachdenklich ob den Gedanken, die sich wie eine lange Kette aufrollten; wandelte er langsam durch die Laubengänge der Stadt. So ist also der Mensch, sagte er sich. Man glaubt mit ehrlichen Waffen zu kämpfen, und läßt andere daran glauben, man zeigt offen seine und federnde Klingen, und hält dabei grobe Pistolen und gemeine Beile unter dem Mantel verborgen. Also so unehrlich ist der Mensch. Ist man, korrigierte er sich. Bin ich, sagte er sich endlich. Er schämte sich und fragte sich ernstlich, ob er nicht noch einmal mit Adeline Petitpierre reden sollte, und zwar diesmal im vollen Bewußtsein dessen, was er auf sich nahm, wenn er Rachel veranlaßte, mit ihm nach Rom zu fahren, und mit der beschämenden Gewißheit, daß alle möglichen Gefühle mitgespielt, als er vor der Zeit aufgehört hatte, sich für Rachel zu wehren. Es war aber, mochte er es auch unter der neuen Beleuchtung ansehen, besser, sie nicht mit Frau Petitpierre zu entzweien. Er war ja nicht wirklich Rahels Bruder, auch nicht ihr Geliebter — leider — hätte er beinahe gedacht.

Warum eigentlich nicht? Sonderbar das. Das erste Mädchen, das er hätte an sich binden mögen. Das erste, dem er die Hände unter die Füße hätte legen mögen, das erste, das ihm auch nicht ein Atom jener leichten, lachenden



Sorodine: Christus und die zwei Jünger in Emmaus.

Liebes-Ironie abgezwungen hatte; das erste, das ihm vollkommen schön erschien, eben weil ihre Züge so rein und deutlich von ihrer Seele redeten. Und dieses Mädchen liebte er nicht mit der heißen Liebe, die er ihr gerne geschenkt hätte. Warum nicht? Warum nur nicht? Alle die Begleiterscheinungen der Liebe waren da: Freude, wenn sie kam; Schmerz, wenn sie ging; Bewunderung; Achtung; Entzücken ob ihrem Neußern; Eifersucht beim Gedanken, sie möchte einen andern ihm vorziehen; alles war da. Nur fehlte dem kostbar gefakten Schmutz die Hauptsache, der edle Stein. Er kam sich selbst unnatürlich vor. Er fragte sich, beinahe mit Angst, ob das Spiel der Liebe, das Spiel mit Zärtlichkeit und Küßen ihn zu einer großen Liebe unfähig gemacht? Nein. Er wußte, daß das nicht der Grund sein konnte, denn er hatte keine seiner Freundinnen seine Seele antasten lassen.

Unwirsch, unzufrieden und in ungewohnt schlechter Laune fuhr er nach Bellerive.

Rachel saß in ihrem weißen Mädchenzimmer. Sie saß da und pakte nicht zwischen die weißlackierten Möbel und die Rosakretonneüberzüge. Ihr dunkelblaues Kornblumenkleid wirkte wie ein dunkler Fleck in all den hellen, an Tortengüssen gemahnenden Farben. Ihre Augen waren gerötet und ihre Wangen ebenfalls. Sidney ließ sie fragen, ob er sie besuchen dürfe, und Karoline Belusa überbrachte ihm Rahels „Ja“, als trüge sie ein dornenspitziges Distelgewächs.

Stumm gaben sie sich die Hand. „Das war der erste Sturm, Rachel“, sagte Sidney. „Verliere den Mut nicht. Vielleicht ist in ein paar Monaten alles anders. Das Schicksal geht Zickzackwege, nie kommt es von der Seite, von der man es erwartet, immer von einer andern. Wir wollen guten Mutes sein, es war vielleicht zu früh, oder die Zeit noch nicht da, du noch nicht reif.“

Sie sah mit etwas erhelltem Gesicht zu ihm auf.

(Fortsetzung folgt.)